„Blumenduft", „Liebliches Gesicht", „Fleiß", „Treue", „Sanftmut", „Koralle", dann für chinesische Begriffe etwas besonders Wertvolles wie „Nephrit", „bläulicher Eisvogel", „Die Leuchtende", „Edle Stickerei", „Kirschblüte" und ungezählte ähnliche oder verwandte.

Schon in frühen Zeiten wurden auch, wie bei uns, manche Namen für beide Geschlechter benutzt. Es scheint neuerdings sogar immer mehr um sich zu greifen, daß ausschließlich weibliche Namen verdrängt werden. In der chinesischen Ge... finden sich nun öfter Frauen mit ausgesprochen männlichen Namen, besonders bei einigen Königinnen. Aber es gibt auch für beide Geschlechter geltende Namen wie: „Talent", „Mut", „Menschlichkeit", „Flamme", „Edelstein" und auch, besonders in neuerer Zeit „Am Gürtel schwebender Duft", „Dreifüßiges Weihrauchbecken", „Vollkommenheit" und viele andere. Die religiösen Strömungen, die dort viel stärker waren, als es gemeinhin bekannt ist, gewannen natürlich einen starken Einfluß auf die Namengebung; so findet man unter den sprichwortreichen Beinamen viele buddhistischer Abstammung. Ebenso hat auch das Christentum eine (zwar geringe) Einführung ausgesprochen christlicher Namen zur Folge, die aber nur in ihren Grundzügen zu erkennen sind, mehr dem Laut als dem Sinne nach. (Wie, so nebenbei, Berlin auf Chinesisch „bo-lin" heißt, was aber dem Zeichen nach „Zypressenhain" bedeutet.)

Es kommt nicht nur vor, daß Frauen ausschließlich für Männer bestimmte Namen geführt haben, sondern wir finden natürlich auch das Gegenteil. Hiervon ist ein Fall besonders amüsant, weil es sich um einen weit und breit als besonders tapferen und kühnen Tigerfänger von geradezu riesenhafter Statur handelt, der aber den niedlichen Namen „Zarteste Kirschblüte" trug. Wie wir hieraus ersehen, läßt sich auch heute keine grundsätzliche Regel aufstellen; man muß schon so einen Mordskerl mit chinesischen Augen ansehen, um ihm einen solch zarten Namen geben zu können. Jedenfalls kann ich mir nicht recht vorstellen, daß man einen europäischen Schwergewichtsmeister — „Gretel" nennen würde.

—⊡—

Die Bedeutung des Zuckers in der Kindernahrung

Von Irene Eberts.

Bei der Ernährung der Kinder spielt der Zucker eine große Rolle, insofern nämlich, als man ihm im allgemeinen eine höhere Bedeutung zukommen läßt, als man sollte. Schon bei der Säuglingsnahrung heißt es oft: Zucker und nochmals Zucker, denn — Zucker nährt! Zweifellos tut er das. Und wem es darauf ankommt, daß Kinder „ansetzen", der pflegt ihnen Zucker zu geben, meist vom Arzt zu dieser Maßnahme ermutigt und unterstützt.

Zucker nährt aber nicht nur, er hat auch eine nachteilige Eigenschaft für den Körper: Er „säuert", um es auch mal volkstümlich auszudrücken. Es gibt Kinder, die vertragen nicht gut Zucker, vergeblich sucht die Mutter da einen Grund, warum ihr Liebling nicht gedeiht, trotzdem er das Beste bekommt. In mehr Fällen, als man annehmen sollte, liegt der Grund darin, daß dem Kinde zuviel Zucker gegeben wird. Hieraus erklärt sich auch die sehr einfache Tatsache, daß Süßigkeiten den Appetit zu nehmen pflegen. Eine Mutter kam mit einem sehr blassen Kinde zum Arzt. Dieser verordnete mehr Zucker, damit das Kind zunehmen sollte. Darauf die Mutter: Ich habe beobachtet, daß mein Kind keinen Appetit hat, wenn ich ihm viel zuckerhaltige Sachen gebe." — „So müssen Sie das nicht auffassen; Zucker nährt, deshalb hält auch das Sättigungsgefühl länger vor, wenn darum weniger gegessen wird, — das schadet nichts. Zucker ist die beste Nahrung für das Kind." Das Kind aber wurde elender und erst lange danach hatte ein anderer Arzt die Einsicht, diesem Kinde den Zucker möglichst zu verbieten. Nur ein geringes Quantum wurde bewilligt, da der kleine Magen durch das Uebermaß an Zucker durchaus versäuert war und Gärungsprozesse in Magen und Darm eine dauernde Erscheinung bildeten. Dieser letzte Arzt nannte den Zucker sogar eine Art Betrüger für den Körper. Der Erfolg war diesmal ein sichtbarer.

Selbstverständlich sind Kinder verschieden, eins verträgt mehr als ein anderes. Aber im allgemeinen läßt sich beobachten, daß auf Zucker tatsächlich zuviel Wert gelegt wird. In sehr vielen Fällen bereiten sich so langsam und merklich Magenverstimmungen vor, die zu chronischen werden und, was das Schlimmste ist, sehr schwer erkannt werden. Darum Vorsicht mit Zucker in jeder Form bei der Kindererernährung wie überhaupt bei allen, die einen empfindlichen Magen haben.

—⊡—

Vom Alltag der Ehe

Aphorismen von Ilse Franke.

Der Hauptfehler der meisten Ehepartner ist, daß sie von ihrem Ehepartner zu viel, von sich selbst zu wenig verlangen.

*

Temperament in der Ehe ist verzeihlich und erträglich; verdeckte Rechthaberei, die nie das erste Wort zur Versöhnung findet, ist nicht zu entschuldigende Sünde wider den heiligen Geist der Ehe.

*

Auf Gleichgewicht der Kräfte kommt es in der Ehe mehr als in jedem anderen menschlichen Verhältnis an. Uebergroße Demut und Nachgiebigkeit züchtet unerträgliche Egoisten und wird endlich zur Schuld. Mißbrauchte Gewalt erzeugt List und Verschlagenheit und fordert das heimliche Gespött der Außenstehenden heraus.

*

Die Möglichkeit zum Glück in der Ehe ist nicht zuletzt eine Erziehungsfrage. Schlecht erzogene Menschen machen auch bei großer Liebe sich und ihre Gefährten unglücklich.

*

Wo nicht eine aus tiefsten Quellen täglich neu geschöpfte seelische Liebe, klar bewußt und gewollt und immer neu errungen, eine Ehe regiert, da fliegt die natürliche Liebe, die Männlein und Weiblein zusammentrieb, recht bald aus dem Fenster, und der schmerzlichste Haß (der umgebogene Liebe ist) steckt sein Knochengesicht immer häufiger hinein.

*

Eine Ehe, die um den härtesten Prüfstein, die graue Klippe des Alltags, unzerschellt herumkommt, hat ihren inneren Wert bewiesen.

*

So weit ein Mensch entwicklungsfähig ist, so weit entwickelt er sich in einer harmonischen Ehe. Freilich gibt es andererseits keine schwerere Hemmung, keine größere Gefahr für den Charakter, als eine verfehlte Ehe.

Aus dem Engen und Weiten

Kriegerische Frauen.

In Aserbeidschan, einem zur Vereinigung der Sowjetrepubliken gehörenden halbasiatischen Staate, lebt der Stamm der Yassi, ein eigenartiges Volk, bei dem die Regelung aller öffentlichen Angelegenheiten in den Händen der Frauen liegt, während die Männer sich der Erledigung der häuslichen Pflichten widmen. Die Yassi gelten als Nachkommen der alten Avaren. Geschützt durch die Unzugänglichkeit ihrer bergigen Heimat, haben sie ihre alten Sitten bis auf den heutigen Tag bewahrt. Gemeinwesen, in denen die Frauen die Leitung hatten, spielten in allen Erdteilen und zu allen Zeiten eine gewisse Rolle. Schon im achten Jahrhundert fanden sich in Böhmen Weiberbanden zusammen, die es verstanden, die Herrschaft über das Land an sich zu reißen und eine „Matriarchie" einzurichten. Unter ihrer „Königin" Libussa und deren Nachfolgerin Valasca erhielten nur Frauen Ausbildung im Waffenhandwerk; den Männern wurde, um sie hierfür untauglich zu machen, der rechte Daumen abgeschlagen. Dieser Zustand dauert sieben Jahre, bis mit dem Tode Valascas wieder die Männer die Herrschaft erlangten. Noch im achtzehnten Jahrhundert berichteten aus Rußland heimkehrende Reisende von großen Gemeinden, in denen gleichfalls die Frauenherrschaft galt. Aus Asien wird seit Marco Polos Zeiten von fechtenden Frauen berichtet, ebenso von weiblichen Palastgarden in Bangkok und Amazonenabteilungen auf Bantam in China.

Die Macht der Liebe.

Wenn sich in der Landschaft Kordofan im Sudan zwei junge Männer zu gleicher Zeit um ein und dasselbe Mädchen bewerben, so greifen sie zu einer eigentümlichen und sehr empfindlichen Art des Zweikampfes, die jedenfalls einen hohen Grad von Leidenschaft für die Königin ihres Herzens voraussetzt. Nachdem die Freunde vergeblich alles aufgeboten haben, um eine Versöhnung zwischen den Nebenbuhlern herbeizuführen, fordern diese einander zum Kampfe heraus. Das Duell findet auf einem freien Platze statt und alle Freunde und Verwandte der Gegner wohnen ihm bei. Die Vorbereitungen sind sehr einfach. Auf den Kampfplatz wird ein drei bis vier Fuß breites Gestell gebracht, und die beiden Gegner stellen sich zu beiden Seiten einander gegenüber auf. Dann gibt man jedem eine große Peitsche, die aus einem Riemen aus Flußpferdhaut besteht, und versucht zum letzten Mal, eine gütliche Einigung herbeizuführen. Scheitert dieser Versuch, so wird das Zeichen zum Kampf gegeben, und der, dem das Los den Vorteil zugesprochen hat, den ersten Hieb zu führen, schlägt mit aller Kraft auf seinen Gegner ein, der die ersten Angriff mit steigendem Gleichmut gegenübersteht und ihn so gut wie möglich erwidert. So geht es abwechselnd fort. Das bietet einen gräßlichen Anblick, da sehr bald die Haut in Fetzen zerfleischt wird. Wie schmerzhaft aber die Wunden auch sein mögen, die Kampfhähne geben keinen Klagelaut von sich. Auch die Zuschauer bleiben vollkommen ruhig, und der Kampf wird so lange fortgesetzt, bis einer von beiden die Waffe sinken läßt. Dann wird auch der Sieger sofort seine Peitsche fort, beide reichen sich die Hände und erklären sich mit dem Urteil zufrieden. Die Freunde wünschen ihnen Glück, die Wunden werden ausgewaschen, und die Zeugen des Kampfes halten große Trinkgelage zu Ehren der beiden Helden ab. Selbstverständlich heiratet nun der Sieger das Mädchen.

—⊡—

Ratschläge und Winke

Ein wenig bekanntes, vorzügliches Mittel gegen Nasenbluten.

Nasenbluten ist nicht nur ein sehr lästiges Uebel, sondern es schwächt auch in hohem Maße den Körper, da, wo es häufiger auftritt. Es gibt alle möglichen Mittel gegen dieses Uebel, doch die meisten helfen schlecht. Wer folgendes versucht, dürfte sicher Erfolg haben: Man nehme ein etwa reichlich fingerglie langes Stück Papier und drehe es zu einem Röllchen zusammen. Man schiebe es unter die Zunge, soweit es geht und verhalte sich ruhig mit ein wenig zurückgeneigtem Kopf. Das Nasenbluten wird augenblicklich oder doch in wenigen Sekunden aufhören.

Vorsicht beim Verbrennen des Tannenbaumes.

Eigentlich sollte es jeder wissen, aber doch wird immer wieder beobachtet, daß das Verbrennen der Tannennadeln nicht mit genügender Vorsicht geschieht. Da in den Nadeln enthaltenen Harze und Oele können leicht, wenn nämlich mit einem Male größere Mengen davon verbrannt werden, zu einer Explosion führen. Also nach und nach, dann kann nichts passieren.

Büchertisch

Zu Beginn des neuen Jahres erscheint eine inhaltsreiche, vorzüglich ausgestattete neue Nummer des Daheim (64. Jahrg. Nr. 15). Wieder erweist sich die Zeitschrift als der vielseitig anregende und nützliche getreue Freund des deutschen Hauses, als der sie nun schon im siebenten Jahrzehnt allwöchentlich sich einstellt. In dem vorliegenden neuen Heft mit vielen interessanten Abbildungen zur Zeitgeschichte berichtet zunächst Dr. Ernst Steffen über „Kältewellen". Karl Rollenhagen schildert „Das Biedermeierjahr", neben gemütvollen Zeichnungen von H. Ramberg, der im Wettbewerb mit Chodowiecki stand. Dr. Albert Neuburger führt uns erklärend durch die neue deutsche Rundfunkstation bei Zeesen. Theodor Kappstein würdigt das Wesen und Wirken Emil Frommels, der ein treuer Freund des Daheim gewesen ist. Eine religions- und kunstgeschichtliche Betrachtung von Dr. Georg Giesecke beschäftigt sich mit den Vorgängen „Flucht nach Aegypten". Vom „Tagewerk einer Auswandererfürsorgerin", von allerlei modischen Neuheiten, von „Spitzen und Stickereien", von den Fragen praktischen Frauenlebens plaudert das Frauendaheim. Neben einem geschlossenen Abschnitt des spannenden laufenden Romans „Ursula entdeckt Amerika" von A. T. Leitich steht eine venezianische Novelle „Die verhängnisvolle Besana von Alice von Gaudy.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 2 — Altena, den 10. Januar — 1928

Das hübsche Etikett des Hauses

Sie verehrte Hausfrau sind es, die das „hübsche Etikett des Hauses" verlebendigen sollen und können.

Sie zweifeln, behaupten, Sie sind nicht künstlerisch tätig, sondern streng hausfraulich. Das ist es ja gerade, was Sie zu diesem Tun benötigen — nämlich, verehrte Hausfrau, es gibt auch eine Kunst in der Hausführung!

Wer all die vielen Zusammenhänge eines Hauswesens beherrscht, sie wie ein tüchtiger Orchesterdirigent zu einheitlicher, wahrer Harmonie bringt, ist Meisterin auf diesem Gebiet.

Das ist in Wirklichkeit gar nicht so einfach; die profane Kunst verlangt eine — ganze Frau! Jeder Strohwitwer, jeder hausfrauverwaiste Haushalt beweist das besser als Worte. Wenn vielleicht noch der Stoßseufzer eines Strohwitwers ein Schlaglicht auf die Wahrheit des Gesagten wirft: „Es sollte polizeilich verboten sein, daß eine Hausfrau länger als acht Tage verreist!"

Vom Egoismus abgesehen — ist der Ausspruch bezeichnend.

Haushaltführen heißt entnervender Dauerkampf mit hundert häßlichen Kleinigkeiten, Schwierigkeiten, Alltäglichkeiten. Wer hier siegen will, muß dem nüchternen Alltagsgesicht eben ein Besonderes aufprägen. Das zu erreichen, ist die Kunst der tüchtigen Hausfrau. Jede Kleinigkeit will in Rechnung gestellt sein. Doch was hat das alles mit dem Etikett zu tun? — Sie werden es weder als notwendig noch als zweckmäßig empfinden, wenn zur Besuchszeit die Zimmer aufgeräumt, geputzt werden, die Möbel auf Fluren und in Dielen herumstehen, aufgerollte Teppiche, Putzmaterial herumsteht, kurz, den Eintretenden ein Bild der Unbehaglichkeit grüßt, als — häßliches Etikett eines Hauses.

In selbstverständlichem Vorbedacht können die großen Putzarbeiten in die Frühstunden verlegt, oder so vorgenommen werden, daß der Eintretende nichts vom Putzchaos merkt und in einen fertig geputzten Raum geführt wird. Das ist möglich. Muß bei einem großen Haushalt und wenig Hilfskraft am Nachmittag noch regelrecht geputzt werden, sorge man, daß der Besuch wenigstens nicht über das Material stolpert.

Die organisationsfähige Hausfrau wird diese Dinge bei ihrer Arbeitseinteilung gebührend berücksichtigen.

Für den Fremden ist der „erste Eindruck" häufig ausschlaggebend, also der Empfang.

Die Art des Empfanges, auch durch das Personal, ist das Etikett des Hauswesens — der Hausfrauenkunst!

Einzelheiten erübrigen sich hier. Jede von uns hat ihre unterschiedlichen Erfahrungen gesammelt. So sei nur auf einige wesentliche Dinge hingewiesen.

Empfange deinen Gast, wie du selbst gern empfangen wirst, das sei das Leitmotiv der Hausfrau.

Ein freundliches Gesicht, ein höfliches Wesen! Ein netter und vor allem sauberer Anzug, die uns beim Empfang begrüßen, sind magische Ströme einer Wohltat, die uns zum Geheimnis eines wirklichen Willkommens werden.

In einem gut organisierten Haushalt wird die Hausfrau dafür sorgen, daß dieses Motiv gebührend berücksichtigt wird. Gestatten es die Verhältnisse, ist mit wenig Kosten das Aeußere ein wenig gehoben. Ein schwarzes Kleid zum Tür öffnen, Empfangen der Gäste, ein weißer Kragen, ein paar weiße Manschetten, eine weiße Schürze, ist die schönste Visitenkarte des Hauses. Ist aus geldlichen oder arbeitstechnischen Gründen, nach Art des Haushalts, solche Aufmachung unmöglich, genügt auch ein sauberes Arbeitskleid, — darüber die weiße (wirklich weiße, nicht — angeschmutzte Schürze), die in Greifnähe, in Küche oder Garderobe anziehbereit hängt und vor dem Türöffnen schnell übergestreift wird.

Märchen

Aus dem mit dem Eichendorff-Preis versehenen Cyklus: Die Umkreisung.

Von Gertrud Aulich.

Bin ich im Hause meiner Kinderjahre,
Weil alles rund von Spuk und Märchen hängt,
Mich ängstet nicht das Wirkliche und Wahre
Das unser Altern kalt und hart bedrängt,
Ich weiß, daß alle Gänge, Fenster, Türen
In goldne Freiheit offener Himmel führen.

Und du bist bei mir, deutest Spruch und Bilder,
Und teilst Gebirge, Wald und Meere aus.
Oft blühst du Gärten, manchmal wirst du wilder
Verwegner Ritter, jagend durch Gebraus,
Und manchmal überschimmert dich die Krone:
Dann knie ich tief vor meinem Königssohne

Doch meistens bist du Kind, Gespiel, Genosse
Mit jungen Vögeln zwitschernd im Geäst,
Oder du weißt von einem Marmorschlosse
Und rüstest heimlich süßes Hochzeitsfest.
Ich war verwunschen, du kamst, mich zu lösen
Ist nicht dies jeden Märchens Sinn gewesen?

Und ich bin froh, daß Wölfe mich verschlangen
Daß mich ein böser Zauberer bewacht,
Denn listig-kraftvoll kommt mein Prinz gegangen
Und rettet seine König'n bei Nacht . . .
Dann lächeln alle Bilder von den Wänden
Und niemals werden unsre Märchen enden.

Solcher Empfang ist ausschlaggebend für unser Urteil über die Hausfrau als solche. Der Eingeweihte sieht aus dem „Etikett", ob die Hausfrau wirklich tüchtig und organisationsfähig ist, ob sie den Haushalt beherrscht oder der Haushalt sie!

—⊡—

Dankbarkeit

Von Gerda Bertels.

Ueber Dankbarkeit sollte nicht geschrieben werden, denn sie ist eigentlich eine sehr selbstverständliche Angelegenheit; dennoch stellt sich das Schuldkonto des Menschen auf keinem Gebiete in solcher Höhe dar wie hier. Wir lehren unsere Kinder, danke zu sagen; pedantisch sind wir in diesem Punkte — nehmen ihnen oft damit einen Teil der Freude über das Geschenkte. Sind wir Großen immer dankbar? Wir sollten es sein, wir sollten schon wie die Kinder wieder damit anfangen, viel öfter, als es geschieht, danke zu sagen. Vieles im Leben ist selbstverständlich, und doch — ein „danke" dafür ist so leicht und macht den anderen immer froh.

Wo es aber vor allem fehlt — bei Situationen, die jeder von uns durchmacht, und wo es kaum einem von uns einfällt, dankbar zu sein!

Dem Arzt gegenüber, der uns aus schwerer Krise errettet hat. Der Schwester, die Tag und Nacht um uns gewacht hat. Du meinst, die sind bezahlt worden für ihre Dienste? Gewiß, aber — vielleicht geschieht es auch oft genug, daß sie über ihre Pflicht hinaus etwas geleistet haben. Wieviel Nervenkraft opfert der Operateur, der nicht weiß, ob seine geschickte Hand und sein Wissen hinreichen, um den Kranken durchzubringen. Ist diese Nervenkraft mitbezahlt? Oder ist das mitbezahlt, daß die Pflegerin dir immer wieder, wenn du mutlos wurdest, neue Hoffnung einflößte, die Aufregungen fernhielt, u. a. mehr? Ging das nicht über ihre eigentliche Pflicht hinaus?

Da gibt es so vieles im Leben, wo wir Dank schuldeten und doch nicht an Dank denken. Immer nur dann, wenn wir diejenigen waren, die Wohltaten erwiesen oder sonst etwas geleistet haben, erinnern wir uns daran, daß doch eigentlich — der andere uns zu Dank verpflichtet wäre!

Dank verbindet die Menschen. Er baut gleichsam eine Brücke von einem zum anderen und das ist immer und in jedem Fall gut. Dank macht dem andern das Herz froh und jung. Er braucht auch dur haus nicht immer in kostbare Gewänder gekleidet sein. Ein Wort des Dankes, aus ehrlichem Herzen, ein Dankesbrief, ein dankbarer Händedruck — sie vermögen viel. In den meisten Fällen sind wir zu — bequem oder zu gedankenlos dazu. Zu stolz sollten wir niemals sein! Wenn es irgendwo schwer würde zu danken, dann — sollten wir es lieber ganz lassen. Und wenn wir danken, dann immer mit fröhlichem Herzen!

—⊡—

Die Schlüsselgewalt der Frau

Von Dr. jur. Erhardt, Berlin.

Wir brauchen nicht bis ins Mittelalter zurückzugehen, um uns eine weise waltende und schaltende Hausfrau nur mit einem großen Schlüsselbund vorstellen zu können, aber vielleicht hatte das schöne deutsche Wort „Schlüsselgewalt" damals seine größte Berechtigung; denn in unserer heutigen Zeit, in der alle menschlichen Lebensbedürfnisse für ein Geldstück an der nächsten Straßenecke gekauft werden können, spielen die verschließbaren Räume, Schränke, Speicher, Kisten und Kasten nicht mehr eine solche Rolle wie damals. So ein gewaltiges Schlüsselbund, wie es die Frau jener Zeit zur Verwaltung des gesamten Hauswesens brauchte, hat die moderne Frau nicht mehr. Wenn es hochkommt, hat sie heute zwei Schlüssel: den Wohnungsschlüssel und den Schlüssel ihres Schreibtisches.

Aber dieses Wort „Schlüsselgewalt" hat sich bis in unsere heutige Zeit herüber gerettet, und der „Begriff Schlüsselgewalt" ist besonders in unserem geltenden Bürgerlichen Gesetzbuch festgelegt, ohne daß das Wort allerdings erwähnt wird. Hiernach hat die Frau das Recht, innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises die Geschäfte des Mannes für ihn zu besorgen und ihn zu vertreten. Rechtsgeschäfte, die die Frau innerhalb dieses Wirkungskreises vornimmt, gelten als im Namen des Mannes vorgenommen, es sei denn, daß sich aus den Umständen etwas anderes ergibt. — Wohlgemerkt steht dieses Recht aber nur der Ehefrau zu, nicht z. B. einer Haushälterin, einer die Wirtschaft des Bruders führenden Schwester, auch nicht der Braut, wenn sie sogar ausdrücklich mit Rücksicht auf die bevorstehende Heirat handelt.

Es ist besonders wichtig, daß jede Ehefrau weiß, daß durch solche von ihr abgeschlossenen Geschäfte nicht sie, sondern ihr Mann verpflichtet wird. Mag der Mann noch so zehnmal sagen: Aber Frau, wie konntest du nur unsere Minna entlassen, solch patentes Mädchen kriegen wir nicht mehr, oder: warum mußte der Junge schon wieder einen neuen Anzug haben, er hat doch erst vor einem halben Jahr einen neuen bekommen, oder: die Kohlen hätten wir doch erst im nächsten Monat zu kaufen brauchen usw. Es hilft nichts, der Mann muß bezahlen. An die Frau können sich die Vertragsgegner nicht halten. Höchstens nur dann, wenn die Frau bei ihrem Handeln ausdrücklich zu erkennen gab, daß sie nicht im Rahmen der Schlüsselgewalt, sondern im eigenen Namen handeln wollte. Dann wird nur sie berechtigt und verpflichtet.

Welches nun die Geschäfte sind, die die Frau im Rahmen ihrer Schlüsselgewalt abschließen

Der Flüchtling

Erzählung von E. Neundorff, Dresden

Wir waren einander noch nie so nah gewesen wie in dieser stillen Stunde, da wir in dem behaglichen Herrenzimmer des Malers zusammensaßen und jeder von seiner „großen Liebe" erzählte. Doch wunderten wir uns ganz gehörig, als plötzlich auch Nikolai Georgewitsch, der Wortkarge, der einstige Millionärssohn und russische Gardereiteroffizier zu sprechen begann: „Auch ich habe einmal in meinem Leben sehr geliebt, aber es ist mir schlecht bekommen.

Sie wissen, daß ich mich nach der Vernichtung unserer weißrussischen Armee zum Balkan durchschlug. Um mir, eltern-, heimat- und vermögenslos, wie ich geworden war, eine neue Existenz zu gründen, nahm ich einen Posten als serbischer Grenzgendarm an und führte ein kulturfernes, mittelalterliches, gefährliches Leben in den wilden Bergen des Balkans. Ich stand in stetem Kampfe gegen die wohlorganisierten Räuberbanden der Komitatschis, zusammen mit zwei Kameraden; davon war der eine gleich mir russischer Flüchtling, der andere ein serbischer Sergeant, der mich schon deswegen haßte, weil ich lesen und schreiben kann und einstmals Offizier gewesen bin.

Unsere Staniza (Gendarmeriestation) lag in dem großen Gebirgsdorf Ach-Manai, unmittelbar an der neutralen Zone zwischen Jugoslavien und Albanien. Die Bewohner des Dorfes waren fast ausschließlich Türken.

Als ich mir eines Tages in einem Tabakladen Zigaretten kaufte, wurde ich von dem ehrwürdigen Türken, der mich, wie alle anderen Dorfbewohner, kannte, auf russisch angesprochen. Er erzählte mir, daß er bis zur Revolution in Taganrog gelebt habe und das Rußland der alten Zeit sehr liebe. Ich wurde von ihm herzlich zu einem ausgiebigen Plauderstündchen eingeladen.

Da er als einer der angesehensten Männer des Dorfes galt, nahm ich dankbar und erfreut an. Ich lernte dann seine Nichte kennen: Hischki.

Sie war erst fünfzehn Jahre alt und eine Knospe von unendlichem Liebreiz. Zum Erblühen reif, ihre scheue Seele voll Sanftheit und Kindlichkeit, gläubig und mitleidsvoll. In der gazellenhaften Schönheit und Anmut ihrer Bewegungen lag die Reife ihrer jungen Weiblichkeit; ich war ihr vom ersten Tage an verfallen.

Ich habe immer ein romantisches Liebesideal in mir getragen. Als ich noch im Ueberfluß lebte, kreuzte manch schöne Frau meinen Weg, keine aber konnte den Wunsch zur Heirat in mir erregen. Dies Mädchen aber erfüllte mein Ideal in jedem Zuge, und ich hatte erliche Wahrheit; Omar Zenel saß im Gefängnis des Städtchens, das ich eben verlassen hatte und Hischki hatte sich das Leben genommen . . .

Ich glaubte es nicht, es schien ein unfaßbarer gräßlicher Traum. Ich fragte immer wieder; alle, alle fragte ich. Aber alle sagten dasselbe: der Alte wäre von den Gendarmen abgeführt worden, und Hischki hätte sich drüben am Steilabsturz von dem Felsen geworfen. Aber die Gründe, die Gründe all dieses grausigen Geschehens konnte oder mochte keiner mir nennen.

Ich meldete mich zum Dienst, der Landsmann wich mir aus. Nur der Sergeant hatte die Dreistigkeit, sich an meiner gänzlichen Verstörtheit zu weiden. Ich faßte dies alles nicht. Auch hier bekam ich ausweichende Antworten. Der Sergeant verbat sich schließlich mein immer wilder drängendes Ungestüm und befahl mir, mit ihm und dem anderen noch diesen Abend in die Berge zu gehen, denn ein guter Fang würde mich ablenken. Er forderte mich vor unserem Abmarsch fleißig zum Trinken auf und trank selbst sehr viel. Ich war aber noch viel zu fassungslos, um im Trinken Vergessenheit zu suchen.

Als wir im ersten Dämmer aufbrachen, war der Sergeant nicht mehr nüchtern. Er ging uns voran, seine breite Gestalt schwankte ein wenig, aber er schlug doch den Weg nach dem schmalen gefährlichen Felspfad ein. Als wir an den Steilabsturz kamen, drehte er den Kopf nach mir und wies über die Schulter: „Hier ist sie hinunter!"

„Warum!?" schrie ich. „Warum hat sie nur das getan?"

Er ging ein paar Schritte weiter, bis die gefährliche Stelle vorbei war, da blieb er stehen und wandte sich mir zu. Sein trunkenes Gesicht war verzerrt vor teuflischer Genugtuung: „Warum? Weil eines Abends, als sie wieder draußen auf den Postboten wartete, ich sie an mich riß und . . ."

Er hat nicht zu Ende sprechen können. Ich habe getan, was mancher Mann an meiner Stelle getan hätte: ihm mein Seitengewehr durch den Leib geramnt. Er war sofort tot. Der Kamerad reichte mir stumm die Hand und blieb bei der Leiche. I chaber stieg hinauf in die Berge und überschritt die Grenze der neutralen Zone und floh . . ."

Der Russe schwieg. Nach einer kleinen Weile sagte er leise: Vielleicht verstehen Sie nun, daß ich vor jeder neuen Frauenliebe Scheu empfinde, weil sie diese Erinnerung mit ihrer unerträglichen Qual aufs neue in mir wach ruft."

keinen anderen Wunsch, als mich durch unlösliche Fesseln an sie zu binden. Von ihrer Seite wußte ich mir keinen Widerstand; ihr junges Herz war frei und liebesbereit, und überdies erregte mein Unglück ihr volles Mitleid. Es wurde mir nicht allzu schwer, dies Mitleid in Gegenliebe zu verwandeln. Als ich ihrer sicher war, sprach ich mit Osmar Zenel, ihrem Onkel. Er nahm meine Werbung voll Freundlichkeit an, der Alte schien großes Wohlwollen für meine Person zu empfinden. Mein Plan, hier ansässig zu bleiben, und meinen Lebensunterhalt weiter als Gendarm zu verdienen, wobei ich bald einen höheren Posten zu erreichen hoffte, fand durchaus seine Billigung. Er stellte nur eine Bedingung: ich mußte zum Islam übertreten. Sie werden sich sicher wundern meine Herren; aber diese Bedingung schien mir geradezu selbstverständlich. Es war ja mein fester Wille, mich völlig von meiner Vergangenheit zu trennen und das Glück meines Lebens an der Seite meiner Geliebten, ganz in ihrem Rahmen bleibend, zu suchen.

Da der Uebertritt zum mohammedanischen Glauben einige Vorbereitungen erfordert und der ganze Akt überhaupt nicht hier, sondern in der kleinen Grenzstadt vollzogen werden mußte, erbat ich mir zu diesem Zweck einen dreiwöchigen Urlaub, den ich auch erhielt.

Ich trat mit meiner Bitte vor den Sergeanten. Er hatte nicht das Recht, sie mir zu verweigern. Aber ich empfand deutlich, daß dieser Mann mein Widersacher war. Ich hatte all die Wochen so sehr meinen Liebesgedanken und Plänen gelebt, daß ich nicht darauf geachtet hatte, ob sich seine ursprüngliche Abneigung vermehrt oder vermindert hatte. Aus der Art wie er meine Bitte gewährte, sprach der Haß. Der Grund war wohl klar: Er kannte meine Absichten ebenso wie jeder im Dorfe und sah mich unliebsamen Fremdkörper nicht nur im Dorfe Wurzel fassen, sondern womöglich seine eigene Stellung dank meiner besseren Eignung, bedrohen. Ich verstand dies vollkommen und beschloß, mich nach meiner Rückkehr mit diesem Mann zu befreunden.

Nach drei Wochen war ich ein Muselmann und kehrte voll unendlichen Glückes nach Ach-Manai zurück, um die Geliebte mein nennen zu dürfen.

Aber Hischki erwartete mich nicht wie verabredet am Rande des Dorfes. Ich eilte zum Hause Osmar Zenels — es war verschlossen! Ich fragte den ersten besten, den ich traf, was denn geschehen sei — er wich mir aus. Endlich erfuhr ich von einem Dritten die ungeheuerliche Wahrheit; Omar Zenel saß im Gefängnis des Städtchens, das ich eben verlassen hatte und Hischki hatte sich das Leben genommen . . .

Ich glaubte es nicht, es schien ein unfaßbarer gräßlicher Traum. Ich fragte immer wieder; alle, alle fragte ich. Aber alle sagten dasselbe: der Alte wäre von den Gendarmen abgeführt worden, und Hischki hätte sich drüben am Steilabsturz von dem Felsen geworfen. Aber die Gründe, die Gründe all dieses grausigen Geschehens konnte oder mochte keiner mir nennen.

Ich meldete mich zum Dienst, der Landsmann wich mir aus. Nur der Sergeant hatte die Dreistigkeit, sich an meiner gänzlichen Verstörtheit zu weiden. Ich faßte dies alles nicht. Auch hier bekam ich ausweichende Antworten. Der Sergeant verbat sich schließlich mein immer wilder drängendes Ungestüm und befahl mir, mit ihm und dem anderen noch diesen Abend in die Berge zu gehen, denn ein guter Fang würde mich ablenken. Er forderte mich vor unserem Abmarsch fleißig zum Trinken auf und trank selbst sehr viel. Ich war aber noch viel zu fassungslos, um im Trinken Vergessenheit zu suchen.

Als wir im ersten Dämmer aufbrachen, war der Sergeant nicht mehr nüchtern. Er ging uns voran, seine breite Gestalt schwankte ein wenig, aber er schlug doch den Weg nach dem schmalen gefährlichen Felspfad ein. Als wir an den Steilabsturz kamen, drehte er den Kopf nach mir und wies über die Schulter: „Hier ist sie hinunter!"

„Warum!?" schrie ich. „Warum hat sie nur das getan?"

Er ging ein paar Schritte weiter, bis die gefährliche Stelle vorbei war, da blieb er stehen und wandte sich mir zu. Sein trunkenes Gesicht war verzerrt vor teuflischer Genugtuung: „Warum? Weil eines Abends, als sie wieder draußen auf den Postboten wartete, ich sie an mich riß und . . ."

Er hat nicht zu Ende sprechen können. Ich habe getan, was mancher Mann an meiner Stelle getan hätte: ihm mein Seitengewehr durch den Leib geramnt. Er war sofort tot. Der Kamerad reichte mir stumm die Hand und blieb bei der Leiche. I chaber stieg hinauf in die Berge und überschritt die Grenze der neutralen Zone und floh . . ."

Der Russe schwieg. Nach einer kleinen Weile sagte er leise: Vielleicht verstehen Sie nun, daß ich vor jeder neuen Frauenliebe Scheu empfinde, weil sie diese Erinnerung mit ihrer unerträglichen Qual aufs neue in mir wach ruft."

---

kann, läßt sich nicht so allgemein sagen. Es kommt da immer auf den Einzelfall an, insbesondere auf örtliche Sitte, auf die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse der Ehegatten. Soviel ist aber sicher, daß die Schlüsselgewalt sich nicht nur auf die eigentlichen Haushaltungsgeschäfte, wie Einkauf von Lebensmitteln, Beleuchtungs- und Heizungsmaterial, Beschaffung der für die Familienglieder nötigen Kleidungsstücke erstreckt. Es gehören vielmehr hier noch her: Gewisse zur Erziehung und Ausbildung der Kinder nötige Maßnahmen, z. B. Anschaffung von Schulbüchern und Schreibmaterialien, ferner Abonnement von Zeitungen und Zeitschriften für die Familie, Entlassung und Beurlaubung weiblicher Dienstkräfte. Bei männlichem Dienstpersonal ist es schon fraglich, hier wird der Frau nur ausnahmsweise Handlungsrecht zustehen.

Damit nun aber der Mann nicht ganz willkürlich der Kaufwut seiner Frau preisgegeben ist, gibt ihm das Gesetz die Möglichkeit, das Recht seiner Frau zu beschränken oder auszuschließen. Er kann also eines Tages sagen: „Liebes Kind, ich mach nicht mehr mit, ich bezahle nichts mehr. Du hast von nun an mir alles zu überlassen." Wenn allerdings der Mann zu einem solchen Vorgehen gegen seine Frau keine Veranlassung hatte, so kann die Beschränkung oder Aufhebung der Schlüsselgewalt seitens des Mannes durch das Vormundschaftsgericht auf Antrag der Frau wieder beseitigt werden.

Zu beachten aber ist, daß Dritte, Außenstehende, die mit der Frau verhandeln, Geschäfte, die im Rahmen der Schlüsselgewalt liegen, abschließen und nichts von der Beschränkung dieser Schlüsselgewalt wissen, sich immer noch an den Mann halten können.

Also der arme Mann muß meistens leiden.

Anette von Droste-Hülshoff

Zum Geburtstag der Dichterin am 10. Januar.

Von Dr. Käte Herder.

„Das Vorgesicht, ein bis zum Schauen gesteigertes Ahnungsvermögen ist im Münsterland gewöhnlich und im Grunde ist kein Eingeborener davon gänzlich frei. Aeußerlich ist der „Vorkieker" kenntlich an seinem hellblonden Haar, dem geisterhaften Blitz der wasserblauen Augen und überzarter Gesichtsfarbe . . .", erzählt Anette von den Menschen ihrer engeren Heimat. Im väterlichen Stammschloß wurde sie am 10. Januar 1797 geboren. Das geheimnisvolle Rauschen und Raunen unsichtbarer Dinge um sie herum, Schloßgespenster, Kobolde und Hexen belebten Schloß, Wald und Moor — wandelte sich aus Träumen zu dichterischer Gestaltung, kettete unergründliche Dinge von Mensch und Natur zu innigster Verbundenheit. So wächst sie auf im Lande der Spoekenkieker, wo Knechte und Mägde ebensowohl wie die Herrschaften längst vor der Verwirklichung des Cäsarenwahnsinns Napoleons, als er noch Kriegsschüler in Brienne war, das Kommende geschaut hatten, wie es sich aus alten Aufzeichnungen ergibt. „Silberne Reiter, mit silbernen Kugeln auf den Helmen oder mit langen Pferdeschweifen werden nach Deutschland kommen", man weiß das alles, wird von keinem Geschehen überrascht. Solches Wissen umbannt das Kind, die Jungfrau, fester immer fester, ihre Phantasie erhält unermüdlich neue Nahrung, jagt selbstwillig gestaltend dahin, wie ein edler Renner, dem man die Sporen gibt. Erschautes, Erahntes, Gehörtes wird lebendig, Dichtung! Und ihr Werk war keine schematische Aufzeichnung, keine Wiederholung von Geschehenem, sondern wandelte sich im Schoße ihrer Phantasie zu einem abgerundeten Ganzen, Neuem, weil sie jeden Gedanken miterlebte, und das zitternde Schwingen ihrer Seele ihn lebendig erweckte. Dabei ist sie eine Meisterin der Form, unabhängig von Vorbildern, eigenwillig, eigenschöpferisch, eine Einmalige, eine große Frau! Ohne Anschluß an eine bestimmte Richtung oder Stil geht ihre Entwicklung einen Sonderweg, naturgegeben, — wenn auch leise Anklänge an Vorbilder, besonders in den Jugendwerken leise mitklingen. Unhemmbar scheint der Feuerbrand des Innern, der ihre schwache Gesundheit untergräbt. Von Jugend an kränklich, überempfindlich war sie oft von der Last ihrer Phantastik bedrückt. In späterer Krankheitszeit schreibt sie darüber: „Meine Phantasie arbeitet nur zu sehr. Jede unebene Stelle der Wand, jede Falte im Kissen bildet sich mir gleich zu Gruppen. Jedes auffällig gesprochene ungewöhnliche Wort steht gleich als Titel eines Romans vor mir, mit allen Hauptmomenten". Zu diesem Ueberreichtum phantastischen Drängens kommt noch ein Zweites, ein nüchterner, scharfer Verstand, der oft mit den Gebilden ihrer Phantasie im Kriegszustand war

Zu der schöpferischen Begabung gesellte sich eine überaus glückliche Formgestaltung und die Kunst origineller neuer Wortschöpfungen. Einen Teil hiervon hat ihr Freund, Jakob Grimm in seinem deutschen Wörterbuch veröffentlicht.

Ihre überragende Schreibkunst kannte keine Enge; aus jener ewigen Quelle stammend, — unserer Märchen — und Sagenheimat, — führte sie über Natur und Heimatliebe zum Ueberirdischen, zur Gottesliebe. Ihr letztes Bekenntnis sind die „Geistlichen Lieder", die weltabgewandt, doch nicht lebens- noch freudeverneinend sind, sondern voll inniger, heiterer Gläubigkeit und Zuversicht. Die letzte Strophe mag Beispiel und Bekenntnis zugleich sein:

„Und auch die Freuden, milder Schöpfer mein
Laß mich mit stiller Heiterkeit empfangen,
Es ist dir recht, wenn sich die Deinen freun
Und lächelnd dürfen wir zu dir gelangen.
Den Sonnenschein, der Blumen klare Pracht
Du hast sie all' zu unsrer Lust gemacht."

In ihrer Lyrik und Stimmungsmalerei offenbart sich die große Empfindungsfähigkeit des Frauenherzens.

Doch eins suchen wir vergebens, das fortreißende, überwältigende Große einer Liebe, der Frauenliebe. War sie zu groß, um in eine Form zu passen, oder war es Frauenschicksal der Dichterin zu verzichten? Sie hat geliebt, denn ihre Freundschaft zu Levin Schücking, dem Romandichter, dem sie in vorgeschrittenen Jahren eng verbunden war, zerriß, als er sich mit einer anderen Frau verheiratete. Anette konnte nicht teilen, und es kam zu offener Feindschaft, als er in einem Roman den westfälischen Adelskreis, dem die Dichterin angehörte — sie war und blieb Aristokratin konservativster Gesinnung — unschön behandelte. Die Enttäuschung der Idealistin über diesen Vertrauensbruch war grenzenlos und sie litt tief darunter Sicherlich verstärkte das ihre Weltmüdigkeit, und sie suchte Hoffnung und Trost in himmlischer Liebe.

Einundfünfzigjährig entschlummerte sie; kein Leidbringer war ihr der Tod, sondern ein Erlöser, so sagt sie selbst in ihrem Schwanensang:

„Geliebte, wenn mein Geist geschieden
So weint mir keine Träne nach,
Denn wo ich weile, dort ist Frieden
Dort leuchtet mir ein ew'ger Tag."

—⊡—

Brille und Blaustrumpf?

Von Hilde Stein.

Als Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Brille erfunden wurde, galt sie lange Zeit als ein Erbleme der Gelehrsamkeit. Und da die Frauen damals ein „geistig inferiores Geschlecht" waren, so wagten sie es kaum, ein solches Zeichen der Intelligenz zu tragen.

Die Brille war also ein Beweis männlicher Geistigkeit! Und die Maler der vorigen Jahrhunderte zeigten auf ihren religiösen Bildern die Heiligen sehr oft mit dem Glas vor den Augen. Ein Bild der Mailänder Schule trägt sogar das Christuskind, das seiner Mutter einen . . . Kneifer reicht!!

Als die Frau im Rokoko begann, mit allem Möglichen und Unmöglichen spielerisch zu tändeln, griff sie auch mit graziöser Hand nach dem Zeichen des männlichen Geistes — nach der Brille. Das heißt, auch jetzt trug sie sie nicht auf demm feingepuderten Näschen — dazu war sie zu eitel — aber sie befestigte sie auf einem Stil und hielt sie vor die Augen. Eine herrliche Erfindung, die sich die Künstler zu eigen machten und in entzückender Abwechslung Griffe und Stile in den verschiedensten Metallen ziselierten.

Mitte des neunzehnten Jahrhunderts vereinfachte sich die Form. Die Frau — nicht das reine Luxustierchen der früheren Zeiten — trat in den Kampf ums Dasein ein. Sie konnte nicht mehr zu ihren Arbeiten die eine Hand durch das Halten des Glases stillegen. Sie brauchte beide Hände zur Tätigkeit. Sie entschloß sich also zur Brille. Da aber die Eitelkeit noch immer ein Feind der praktischen Dinge war, so wurde aus der gefaßten Brille in kurzer Zeit der Kneifer, der „kaum zu sehen" sein sollte. Ein unpraktisches Möbel, das immer auf der Nase balanzierte und jeden Augenblick die Tendenz zeigte, abzurutschen.

Schon lange kannte China und Japan die bequemen großen Brillen mit der Hornfassung. Als das Interesse für den fernen Osten wuchs und mit den Japanischen Bildern auch der Japanische Maler nach Europa kam, brachte er die Mode mit. Der Gelehrte und der Sportsmann entdeckten die praktischen Seiten der Gläser, und als die Frau es dem Manne an Geschicklichkeit im Sport gleich zu tun begann, da übernahm auch sie die Hornbrille.

Als vor längeren Jahren die Frauenrechtlerinnen viel von sich reden machten, war die Brille für sich ein Zeichen ihrer „Gilde". Und keine andere Dame hätte es gewagt, sich dieser — für sie — „Lächerlichkeit" auszusetzen. Heute ist die Frauenrechtlerin, die Frau in Reformkleid und Gesundheitsschuh, durch den Sport völlig vertrieben. Die Frau am Volant des Autos trägt ihre Schuhe mit den flachen Absätzen und ihre bequemen Kleider ebenso selbstverständlich und elegant wie die große Brille, die nicht nur die Sehschärfe unterstützt, sondern auch die Augen vor Wind und Staub schützt. Zur rechten Zeit und zum rechten Kostüm getragen, kann auch ein solches Glas seine Trägerin „verschönen", wie ja alles einfache und selbstverständliche nie häßlich wirkt.

Aber zum Abendkleid? werden viele Frauen angstvoll fragen. Tja . . . da gibt es viele Möglichkeiten. Erstens sollte eine elegante Frau so trainiert sein, daß sie, wenn es nicht unbedingt notwendig ist, auch ohne Glas auskommt. Und dann noch sind die Gläser mit dem Stil aus der Rokokozeit vorhanden. Sie sind verbessert und vereinfacht worden und heißen — Lorgnetten. Und dann? Ist mit dem Bubikopf aus Amerika das Monokel gekommen. Das eine Glas, dessen Erfindung man Nero zuschreibt und dessen erstmaliges Tragen durch Taglierand auf dem Wiener Kongreß ein solches Aufsehen erregte. Heute — nachdem es nicht mehr ein Zeichen der Gardeoffiziere ist, tragen es wohl nur noch die Männer, die wirklich auf einem Auge einen Sehfehler haben und — Portokassenjünglinge, die ihr „Dazugehören" zur ersehnten und nie erreichten „Gesellschaft" sich und ihrer Maus beweisen wollen.

Als die erste Frau vor einigen Jahren ein Einglas trug, blieben alle Leute stehen und machten dumme Bemerkungen. Heute fällt es kaum mehr auf. Warum auch sollte eine Frau, weil sie auf einem Auge kurzsichtig ist, ihr Gesichtchen durch eine große Brille verdecken? Im Ballsaal, im Theater, im Lokal, wenn sie nicht gezwungen ist, ständig ihre Sehschärfe anzuwenden, ist das Einglas sehr praktisch.

Nur sollte sich die Frau eines merken: ein ständiger Blick durch das Monokel, dessen Halten sehr schwierig zu sein scheint, wirkt verzerrend auf die Gesichtszüge und zieht selbstverständlich dadurch den Blicke an. Es sind nicht immer Blicke des Wohlgefallens!!!! Und darum die Warnung . . . nur wenn es wirklich nötig ist, trogt das Einglas, aber dann geniert euch auch nicht!

—⊡—

Mein Bad

Von Maria Torenius.

Allmorgendlich bete ich reinen Herzens: Unser täglich Bad gib uns heute. Und vergib mir meine Schulden, wie ich vergebe meinen Gläubigern.

Im ersten willfahrt mir der liebe Gott. Es wird gemeldet: Das Bad ist fertig. Ah, jeder quem Haut dehnt sich im Vorgefühl des Genusses. Ein Organisationsfehler ist der Fußmarsch zum Bad. Wieso sind da nicht fünfundzwanzig Sklavinnen, mich hinzutragen! — Aber mit Ueberwindung schaffe ich auch dieses.

Das Einsteigen in Wärme und Verbenaduft ist zögerndes Verhalten zur Steigerung des Hochgefühls. Ich schlucke den Duft begierig, lege mich genußsüchtig langsam hin. Geschlossenen Auges erlebe ich das langsame Erwachen und wohliges Erwärmen. Dann kommt das ethische Moment als Hemmung und gleichzeitig als Auftrieb. Sei nicht so bestialisch faul, tue was, (die Sucht des Deutschen sogar dolce far niente durch Betriebsamkeit zu unterbrechen). Eine Bürste, der Größe und Härte nach eines Pferderückens würdig, schrubbt, kratzt, scheuert, frottiert, massiert meine arg erschreckende, ach Gott nein, Pfirsichhaut! Aber sie wachen auf, diese verdammten Faulpelze druselig verschlafener Lebensgeister! Sie werd'n wieder munter. Ein

Mutter, lieb Mutter

Mutter, lieb' Mutter, ach wein nicht so sehr,
Ich war doch ein schmucker Soldat,
Ich hab' doch gefochten im stolzen Heer,
Wir sind nicht gewichen — was willst du noch mehr?

Mein Leben war Sonne, mein Leben war Freud'
Ein lachender Morgen — ich dank' dir's noch heut!
Nun kehre ich wieder, woher ich einst kam,
O sei nicht traurig, weil ich Abschied nahm.

Und das du gegeben; nimm jetzt dir's zurück,
Mein blühendes Leben, mein knospendes Glück;
Nimm du's in die Hände und wirke es aus,
Gib all' deine Liebe den Brüdern zu Haus.

Von einem unbekannten Soldaten.

hurtiges Getummel in der Wanne beginnt. Meine Beine versuchen sich zu verknoten, die Füße probieren, in welchem Schwinkel sie am schönsten finde, sind beglückt ob meiner Zufriedenheit, die Arme verstellen sich, tun, als seien sie Schlangen, gleiten gleißnerisch durchs Wasser, der Rumpf pumpt sich voll Luft, macht Schwimmversuche, bis daß ich schreie, oh Gott mein Haar, und aussteige.

—⊡—

Von chinesischen Frauennamen

Von Hertha Julie Arndt.

Die Namengebung hat im Leben der Menschen immer eine große Rolle gespielt; sie war eine heilige Handlung, die feierliche Zeremonien begleiteten. Es ist heute noch etwas Besonderes um die Nennung des Namens eines lieben Menschen, den man oft nur scheu auszusprechen wagt. Diese Scheu findet ihren Höhepunkt in dem religiösen Satz: „Du sollst ihn nicht beim Namen nennen . . ."

China hat im Verhältnis zu anderen Völkern trotz seiner Riesendimensionen nur eine kleine Anzahl von Familiennamen, so daß leicht Verwechslungen entstehen könnten, wenn der Einzelne nicht noch andere Namen führen würde. — Die Familiennamen Wang und Schang finden sich noch öfter als bei uns Müller und Meier, und alle anderen häufen sich genau so. Aber diese „Vornamen" der Chinesen (an sich stehen sie übrigens hinter dem Familiennamen) sind besonderer Art. Zunächst bekommt der Chinese eine Art Kindheitsnamen, den ihm die Eltern geben; später erhält er vom Lehrer einen Schülernamen, den er während des ganzen Studiums, bei allen, in China so ausgiebigen Prüfungen und während seiner etwaigen Beamtenlaufbahn führt; außerdem bekommt er, wenn er erwachsen ist, vom Vater einen Mannesnamen, den er sonderlich im Verkehr mit Freunden und Verwandten führt. Ferner benutzt er noch einen Beinamen, der meist irgend ein Motto fürs Leben enthält und den er sich meistens selbst wählt oder — seltener — von den Eltern empfängt. Als Schriftsteller oder Künstler pflegen die Chinesen ihre Werke immer mit diesem Beinamen und dem Familiennamen zusammen zu zeichnen. Ganz besonders verdiente Männer erhalten überdies auch noch nach dem Tode einen besonderen Ehrennamen.

Bisher hat man in China das weibliche Geschlecht noch nicht eines posthumen Ehrennamens würdig erachtet; aber es ist wohl anzunehmen, daß dies auch noch kommt, da in der sonstigen Namengebung die beiden Gebräuche wie bei dem „starken Geschlecht" herrschen. Was den weiblichen Kindheitsnamen anbetrifft, so entspricht er allgemein dem europäischen Kosenamen wie „Süßes", „Liebling", „Sonnenschein„. So erhalten die kleinen Chinesenmädchen die Namen „Phönix", „Mondblüte", „Nephrytschatz" usw.; mit diesen Namen werden sie denn auch von älteren Verwandten offiziell gerufen. Allerdings bleibt das Mädchen für jüngere Verwandte das „Schwesterchen", für Dienstboten das „kleine Fräulein".

Mit der Verlobung, die früher meistens pünktlich am fünfzehnten Geburtstage stattfand, erhält das Mädchen seinen Erwachsenennamen, der dem Mannesnamen entspricht und mit dem sie späterhin auch ihr Ehemann anzureden pflegt, falls er es nicht vorzieht, ihren Beinamen, den sie sich meist selbst wählt, zu benutzen. Solche Sinnsprüche enthaltenden Namen sind etwa: „Gleiche dem weißen Nephryt" „Behüte deinen Ruf", „Gedenke deiner Mutter", „Sei eine farbenprächtige Wolke" und andere mehr. In der modernen Zeit hat auch der Schülername für das weibliche Geschlecht an Bedeutung gewonnen, mit ihm nennen sich auch die Mitschülerinnen, und er wird oft bis ins Alter beibehalten; so z. B. „Die Fleißige", „Beständige", „Fliegende".

Im Grunde sind all diese Namen nicht dem Sinne nach verschieden. So ist es durchaus möglich, daß der Erwachsenenname der einen der Schülername der andern ist. Der Kindheitsname allerdings drückt immer aus, daß man das kleine Geschöpf als eine Kostbarkeit betrachtet. Auch die anderen Namen enthalten jedoch oft genug Werturteile. Eine Eigenart, die der Europäer nicht so schnell begreift, ist, daß der Erwachsenen- und Schülername der-selben Person irgendwie korrespondieren, ja, daß weiterhin die Namen aller Familienangehörigen einer Generation ebenfalls korrespondieren, so daß man gleichsam die Verwandtschaft erkennen kann.

Sehr häufig findet man Namen wie: „Orchidee", die eine besondere Rolle in der chinesischen Blumenwelt spielt; sie ist die Königin der Blumen. Dann „Keuschheit". „Die Reine",